

Die schöne Litteratur  
Deutschlands,

während  
des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Berlin und Stettin,  
bei Friedrich Nicolai.

1812.

Dem Leser.

Indem ich dieses Werk dem Deutschen Publikum übergebe, habe ich nur sehr wenige und einfache Worte voraus zu schicken.

Wohl erkennend, daß hier von einem Gegenstande die Rede sei, der die Neigung und das Interesse der gesammten Nation in vorzüglichem Grade erregt hat, und stets erregen wird, machte ich mir bei der Ausarbeitung dieser Schrift, besonnené Ueberlegung, Klarheit, Ruhe und Unpartheilichkeit zu den ersten Gesetzen; wobei es sich indessen wohl von selbst versteht, daß die letztere die ewige Partheilichkeit für alles Schöne und Gute, und wider alles Schlechte und Verkehrte, nicht bloß nicht ausschließt, sondern voraussetzt.

Unbefangen, doch nicht anders als mit sorgfältigem Fleiß; gab ich stets nur mein eigenes Urtheil, denn es dünkten mich oft

mals wenigstens zwei Dritttheile unserer Literaturhistorien beinahe überflüssig, weil diese meistens nur das wieder geben, was wir schon früher reiner und klarer aus der ersten Hand empfangen haben.

Da wir bekanntlich noch kein Werk besitzen, das sich mit der Geschichte und Kritik der Deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich beschäftigt hätte, so begegneten mir manche Schwierigkeiten, die zu bekämpfen eine besondere Anstrengung erforderten.

Bei der ersten Ansicht dürfte dieses Buch vielleicht manchem Leser nur als fragmentarisch erscheinen, und es könnten dann wohl gar Einige meinen, es sei ohne eine ganz gesicherte Ordnung abgefaßt worden. Man möchte vielleicht wünschen, daß das Jahrhundert in einige Perioden zerfalle, oder daß die Reihe der Jahrzehnte als geschichtlicher Leitfaden diene. Endlich möchte man auch noch verlangen, angedeutet zu sehen, wie und was durch eine Periode zur Gestaltung der nächstfolgenden gewirkt worden sei, und wie deren Erscheinung sich genetisch erklären lasse.

Diese Einwürfe werden indeß schwinden, wenn man Folgendes erwägen will. Die schöne Literatur der Deutschen hat keinesweges den Charakter der Englischen oder Französischen, in der allerdings fast alles geordnet und aneinander gereiht erscheint, weshalb eine solche denn auch bei weitem bequemer zu schildern ist, als unsre vaterländische. Diese hat wirklich das Ansehn des Fragmentarischen, wobei man sich indeß erinnern wolle, daß das wahre Fragment eine kleine, aber vollständige Welt in sich selbst begründe, diese hat ferner das Ansehen des Ungeordneten, so wie wohl auch die Natur selbst dem ersten Blicke des Beschauers sich also darstellt. Die ästhetische Bildung der Deutschen ist überhaupt nur individuell, und keinesweges national, und es ist gerade die Aufgabe des Literaturhistorikers, sie in dieser ihrer wahren Gestalt darzulegen. Wer sie anders dargestellt zu sehen wünschte, der würde in der That etwas durchaus Fremdartiges wollen, das die Deutschen sich nimmer aneignen möchten. Deshalb ist denn hier jenes scheinbar Fragmentarische und Ordnungslose das wahrhaft Charakteristische und Systematische.

Perioden finden sich in der Geschichte der ästhetischen Kultur der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts im strengeren Sinne nicht, man müßte es denn in zwei grell geschiedene Theile zerfallen lassen, deren erster bis etwa zur Erscheinung des Klopstockischen Messias reichend, Verfehrtheit, Undeutschheit, Leere und Dürre bezeichnete, so wie der letztere das fröhliche Erwachen und neue Aufblühen der Kunst. Abgerechnet aber, daß hier dennoch sich keine bestimmte Jahreszahl angeben ließe, abgerechnet ferner, daß jene früheren Decennien ihre eigentliche Wurzel in dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts finden, und, als bloß nachahmend das Nichtnachahmungswürdige, keiner wahrhaftigen Periode den Namen geben können, so würde auch eine solche Eintheilung, so bequem sie auch sich machen ließe, wenig oder nichts zur Erleichterung der Uebersicht beitragen. Dasselbe gilt von dem Ordnen nach Jahrzehnten, die sich in einer Geschichte der vaterländischen Cultur nur mit Willkühr und durch einen unstatthaften und falschen chemischen Proceß würden haben scheiden lassen.

Was endlich jenen letzten Einwurf betrifft,

dem zufolge man angedeutet sehen möchte, wie eines aus dem anderen floß, so findet sich hier eine entschiedene Unmöglichkeit dem Verlangen zu genügen, eben weil die Bildung der Deutschen rein individuell ist und nur von innen heraus sich erzeugend, nach innen hin zurückwirkt. Man könnte beinah ohne Uebertreibung sagen, daß kein wahrhafter Deutscher Dichter irgend einer Periode angehört, sondern nur in sich selbst gegründet über der Zeit steht. So lebte Klopstock neben Gottsched, und Gellert neben Stoppe. Es fließt in unserer vaterländischen Literatur wenig oder nichts aus einander heraus, sondern jeder wahrhafte Dichter bildet einen einzelnen Strom für sich, und nur die ewige Quelle der Schönheit ließ ihn entstehen. Sollten wir uns dieser Wahrheit, die allein unserer vaterländischen Literatur Charakter und Farbe leihet, widersetzen wollen, nur um der größeren Bequemlichkeit willen, die entstehen würde, wenn es nicht so wäre? Jene Erleichterungs- und Bequemlichkeitsmethode findet ihren Platz in der Französischen, Englischen, vielleicht auch in der Italienischen Literatur; nicht aber in der unsrigen, der sie ihre

Wesenheit rauben würde. Die einzelnen Belege für diese ausgesprochene Ueberzeugung findet man in dieser Schrift selbst von Anfang bis zu Ende.

Ein Buch wie dieses durfte und konnte nicht ohne Milde, doch auch nicht ganz ohne Ironie im Einzelnen, geschrieben werden, welches hoffentlich nur für sehr wenige Leser bemerkt zu werden braucht.

Zum Schlusse verstatte man mir den innigen Wunsch auszusprechen, daß diese Schrift das Ihrige beitragen möge; die alte kräftige Neigung der Deutschen für die vaterländische Poesie wieder zu erwecken oder von neuem hervorzurufen.

Berlin, am 6. Januar 1812.

Franz Horn

des: „Unsre Welt wird noch so feyn werden, daß es eben so lächerlich feyn wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.“ Wir können nicht mit Gewißheit bestimmen, ob Lichtenberg den ganzen furchtbaren Inhalt dieser wenigen Worte selbst erkannte, so wie ihn Jacobi in einem Taschenbuch für 1802 auf die eindringlichste Weise erklärte; doch verrathen uns manche seiner hingeworfenen Fragmente, daß er nur mit geheimem Schauer an die Zukunft denken mochte, die dem größtentheils gottberaubten Geschlecht nichts anderes bringen konnte, als verworrenen, unreinen Schmerz.

S. 130.

Gottfried August Bürger (geb. 1748; gest. 1794). Wir finden leider oft genug in der Geschichte unserer Poeten, daß ein widerwärtiges Schicksal von außen her auf sie eindringt, und alles vereinigt, um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Selten aber hat sich dieses Geschick einen so tief fühlenden und so reich blühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserlesen als Bürgern. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Existenz an einem Orte, der seinem Gemüthe unmöglich zusagen konnte, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn

in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu.

Hierzu kam noch ein Umstand, der dem kühleren Leser fast seltsam komisch erscheinen muß, der aber Bürgern, der nichts hatte als den reichblühenden Lorbeerkrantz, auf das tiefste ergriff und verwundete. Ich meine die bekannte Recension der Bürger'schen Gedichte (vom Jahr 1792) welche Schiller elf Jahre darauf dem vierten Bande seiner prosaischen Schriften wieder einverleiben ließ. Sie scheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält sie nicht viel mehr als einige abgerissene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poesie, mit denen Bürger geschlagen werden sollte. Diesem aber imponirte zu sehr das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, und er konnte für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden. Bürger ist so sehr und so durchaus Dichter, daß ihm selbst die Pforten der Hölle (um uns dieses vortrefflichen biblischen Ausspruchs zu bedienen) kein Blatt aus seinem wohl erworbenen Dichterkranze rauben könnten, viel weniger der edle Schiller, der dem Dichter gewiß nicht wehe thun wollte, und diesmal nur in der individuellen Beziehung sich vergriff.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsproceß, den eine verfehlte, dann eine zwischen Sittlichkeit und Geseklosigkeit schwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe selbst vollendete. Der Bessere wird die letzteren Worte nicht ohne den höchsten Schauer aussprechen können. Will der gestimmt möge man auch bei dem Gedanken an seinen Tod, sich des rührenden Epigrammes auf den Seldewurm erinnern:

Arte mea pereo, tumultum mihi fabricor ipse:

Fila mei fati duco, necemque neo.

Wohl ihm, daß seinen frühen Tod der Gedanke versöhnen durfte, daß wenigstens zwei Drittheile seiner Gedichte niemals untergehen werde, sondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unsterblichkeit seines Namens sichern müsse. —

§. 131.

In Beziehung auf die Beurtheilung der Bürger'schen Gedichte in den „Charakteristiken und Kritiken,“ füge ich noch hinzu: Bürger ist nach Flemming der erste Wiederhersteller des Sonetts, ja er verdient es, in dieser Hinsicht dicht neben dessen größten Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, gestellt zu werden. Als Romanzendichter ist er, besonders in Hinsicht der mimischen Lebendigkeit, und der Fülle in der Klarheit, unübertroffen. In der Pracht der Sprache und

dem goldenen Strom der Worte kommt ihm kein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts völlig gleich, wovon wir uns am schnellsten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verse des „höhen Plebes“ etwa einem gebildeten Spanier vorlesen, ein Versuch, den der Verfasser dieser Schrift einst selbst gemacht hat.

Uebrigens ist es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollständiges und zusammenhängendes Ganze sei, und wir sind allenthalben selbst erbötig, die Fugen und den Ritt nachzuweisen, mit dem sie verhüllt werden sollten. Von den Gedichten an Molly, besonders aber von dem: „Als Molly sich losreißen wollte,“ mögen wir nichts weiter sagen, als daß wir uns von ihnen beinahe dieselben Wirkungen versprechen dürfen, als von Taming's Zauberflöte. Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meisten Thiere, die sonst nützlichen Hunde abgerechnet, sich ohnehin ziemlich musikalisch erweisen.

Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch scherzen wollte, welches ihm, wenigstens in gedruckten Schriften, niemals geglückt ist.

Daß übrigens einige rohe Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller ihn im Allgemeinen für ein wenig roh erklärt haben, muß der Literaturhistor

riker leider mit anführen; sonst ist es freilich am besten, sich an dergleichen Unziemlichkeiten nicht zu erinnern.

S. 132.

Christoph Friedrich Neander (geb. in Kurland auf dem Pastorate Ekau 1724, gest. 1802). Die ersten schriftstellerischen Versuche dieses Mannes fallen in die Zeit der „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ (1741, 42, und folgende Jahre); und es tragen die von ihm in jenes Journal gelieferten prosaischen und poetischen Aufsätze noch manche Spuren von Unreifeit. Ungleich wichtiger sind seine beiden Sammlungen geistlicher Lieder (Riga 1766 und 1774), von denen manche auch in die neuesten Gesangbücher aufgenommen worden sind. Zwar findet sich in denselben nicht jene großartige religiöse Begeisterung, und das reiche und tiefe Leben welche die Gesänge eines Gerhard, Simon Dach, Klopstock u. s. w. auszeichnen; doch verdient N. als populärer didactischer Dichter, der in einer einfachen Sprache manche Theile der Sittenlehre eindringlich darstellte, Anerkennung und Würdigung. Der Charakter seiner Gedichte ließe sich vielleicht am kürzesten durch das Eine-Wort: Ruhige Gefasstheit ausdrücken, und diese war es denn auch, welche sein Leben, selbst in den schmerz-